Mach dich, lieber Mann, mach dich frei

Autor(en): **Jürgmeier**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **79 (2001)**

Heft 3

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-341614

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Mach dich, lieber Mann, mach dich frei

Ein Phantom geht um – die Befreiung «des Mannes». Reflexartig wird als Reaktion oder Zugabe zur Befreiung «der Frau», von der einige, fahrlässig oder vorsätzlich, behaupten, sie sei abgeschlossen und Geschichte, in regelmässigen Abständen die

Jürgmeier

Emanzipation «des Mannes» eingefordert. Nicht etwa die Befreiung «des Lohnabhängigen», «des Ausgebeuteten», «des Geknechteten», «des kulturell Unterdrückten» oder «des sozial Benachteiligten», nein, die Befreiung «des Mannes» schlechthin. Als hätte je eine gesellschaftlich dominante Gruppierung ihre Entmachtung als Befreiung empfinden oder betreiben können.

Während sich das «Kollektiv» beziehungsweise das «Individuum Frau», Schrittchen für (Rück-)Schrittchen, über soziale, ethnische und ideologische Grenzen hinweg, aus den strukturellen Abhängigkeiten vom «Kollektiv», aber auch vom «Individuum Mann» zu lösen versucht, ist nicht ganz einsichtig, von wem sich «der Mann», als Kollektiv, befreien soll. Nur gerade die letzten Patriarchatsfundis vermögen im eher zaghaften Vordringen «der Frau» in die gesellschaftlichen, hauptsächlich politischen Zentren eine «stalinofeministische» Machtergreifung auszumachen, die, sozusagen als Selbstverteidigung, nach einer Befreiung «des Mannes» von «der Frau» schreit. Möglicherweise hat sogar «der Mann», in Machtstrategien erfahrener als «die Frau», seinerseits begonnen, sich, als Folge der Ablösung des Primats der Politik durch das Primat der Wirtschaft, von den (früheren) Hebeln der Macht zu verabschieden, um «der Frau», ganz traditionellen Rollenzuschreibungen folgend – wie sie im neusten Hollywoodschinken «Pearl Harbour» eben gerade reinszeniert werden, als hätten die Regisseure noch nie etwas vom «neuen Mann» gehört –, die Politik als «Krankenschwester» (wie «die Frau» in «Pearl Harbour») der Wirtschaft zu überlassen. In den (eidgenössischen) Führungsetagen des ökonomisch-militärischen Komplexes jedenfalls sind Frauen, nach wie vor, nur unwesentlich häufiger anzutreffen als auf den Kanzeln der römisch-katholischen Kirche. So dass der von den AutorInnen des eben in Deutsch erschienenen Buches «Der Adonis-Komplex» als Kompensation des Machtverlusts interpretierte modische Kult des muskulösen Männerkörpers wohl eher als Präventivschlag einer um ihre Vorherrschaft fürchtenden Kaste gedeutet werden muss. «Frauen sind weniger abhängig von Männern geworden in bezug auf Geld, Macht und Selbstachtung. Was ist Männern dann noch geblieben, um sich auszuzeichnen ...? Eines der wenigen Attribute, das ihnen verblieben ist, eines der wenigen Gebiete, auf denen Frauen nie ebenbürtig sein können, ist der muskulöse Körperbau. Deshalb stellen wir die Hypothese auf, dass dem Körper als bestimmendem Charakteristikum der Männlichkeit wachsende Bedeutung zu-

kommt.» Und damit, womöglich, auch der Gewalt, die immer schon Männer machte.

Zur Befreiung eines Kollektivs gehört ein unterdrückendes Gegenüber, ein, gewissermassen, «feindliches» Kollektiv. Das aber fehlt «den Männern». Sie sind, als Kollektiv – wie «die Weissen» in einem Apartheidstaat – keinem anderen Kollektiv unterworfen, sondern, höchstens, als Folge sozioökonomischer Ungleichheiten, in sich selbst verworfen und, zum Teil, einander unterworfen. Als Kollektiv aber sind sie, wenn schon, ein unterdrückendes und nicht ein unterdrücktes. Und deshalb, strukturell gesehen, nicht an Überwindung, sondern an Aufrechterhaltung der Verhältnisse interessiert. Wo Männer sich als Kollektiv formieren, da wird sich ihre «Bewegung» meist als eine reaktionäre, das heisst, Privilegien und Vormachtstellungen verteidigende beziehungsweise zurückfordernde, entpuppen. «Der Mann» kann sich also immer nur als einzelner oder als kleine Gruppe «befreien». Vom anderen, vom mächtigen Mann. Von den wenigen mächtigen Frauen. Oder, wie, vornehmlich von Frauen, immer mal wieder propagiert, von sich selbst. Aber, von sich selbst befreien? Das bedürfte einer veritablen Verrenkung. Und zöge die beklemmende Frage nach sich, wer und wo mann nachher sei.

«Der Mann» kann sich immer nur als einzelner oder als kleine Gruppe befreien.

Die Erinnerung an die Zeit, in der ich mit zwei Frauen, die sich und mir durchaus liebend zugetan waren, zusammenlebte, in der sich, zum einen, die Grenzen der Geschlechter aufzulösen schienen, in der ich, zum andern, die (männliche) Identität, den festen Boden unter den Füssen zu verlieren drohte. Ohne dass sie es aussprachen (und wahrscheinlich dachten sie es nicht einmal), war ich «der andere», «der Feind» sogar, und wenn wir gemeinsam Veranstaltungen besuchten, in denen es um die Geschlechterfrage ging, kamen sie gestärkt nach Hause, ich aber spürte die Einsamkeit «des Mannes», der «kein Mann» ist und es auch nicht werden will. Müsste ich doch werden wie die andern – «die richtigen Männer»? Sollte ich, wie ich mir manchmal, aus Sehnsucht nach Zugehörigkeit, wünschte, werden wie sie – «die Frauen»? Blieb mir nur die Einsamkeit? Oder die Hoffnung auf die Überwindung der Geschlechter, die Utopie der Gleichheit, in der «der Mensch» dem Menschen endlich «ein Mensch» würde? Die Utopie der Dekonstruktion – das ist die Vision einer Gesellschaft, in der sich Menschen als freie Individuen gegenübertreten, ohne die Panzer des Geschlechts beziehungsweise anderer Rollenzuschreibungen – ist eine bisher uneingelöste. Weshalb kleben Menschen an dem, was wir beklagen? Was bringt «den Mann» dazu, in seinem engen lebensfeindlichen Rollenkorsett auszuharren? Ist es die allgemeinmenschliche Neigung, das Bekannte dem Unbekannten vorzuziehen? Gleich dem Vogel, der den offenen Käfig nicht verlässt, weil ihm die vergitterten fünfzig Zentimeter vertrauter sind als der weite Himmel? Ist es die Angst, nicht mehr dazuzugehören, aus der Bezugsgruppe, in diesem Fall «der Männer», herauszufallen, zum Nicht-Mann, zum Schwulen oder gar zur «Frau» zu werden? Der Wunsch nach Zugehörigkeit gebiert auch die Geschlechterrolle, die dem Individuum, «dem Mann» (und «der Frau»), Sicherheit, Verhaltenssicherheit gibt. Als «Mann» weiss ich, wie ich mich verhalten muss. Das Korsett beengt nicht nur, es gibt auch Halt. Hinter der Angst vor der Dekonstruktion oder Neukonstruktion der Geschlechter verbergen sich jene Ängste, die schon die klassischen Männlichkeiten hervorgebracht haben. Das heisst, die Angst vor «der Frau», der Sexualität, dem Tod, der Unberechenbarkeit, dem Ausgeliefertsein und der Ohnmacht. Gegen diese Ängste wurde und wird «der Mann», und das heisst in erster Linie, nicht Frau sein, erst konstituiert. Auf dem Hintergrund der patriarchalen

Geschlechterkonstruktionen gerät «der Mann» gegenüber feministischer Kritik, zum einen, und der von Frauen etwa erhobenen Forderung «Befrei dich!», zum andern, in eine äusserst paradoxe Situation. Der feministische Vorwurf am «Mann» bezieht sich, im Grunde, auf das «Konzept Mann», an dem der real existierende Mann, weil als Allmacht konstruiert, scheitert, was er aber nicht zugeben und damit der Kritik die Spitze nehmen darf, weil er sich damit als «Nicht-Mann» zu erkennen gäbe, was allemal noch das Schlimmste in einer geschlechterpolaren Kultur ist. So «verbündet» sich, paradoxerweise, die (berechtigte) feministische Kritik am «Konzept Mann» mit dem männlichen Bemühen, eben diesem Konzept doch noch, und wenn nötig mit Gewalt, gerecht zu werden. Fordert «die Frau» «den Mann» auf, sich zu befreien, droht die Situation vollends zu kippen, denn der Aufruf zur Befreiung, das ist für «den Mann» der Aufruf zur Desertion, zum Abphall von der männlichen Truppe, das ist der Lockruf des Weibes. Hinter dem «Befrei dich!» droht das «Mach dich frei!» Das sich «der Mann» zwar ersehnt, aber, kaum ausgesprochen, ergreift er die Flucht – vor der sexuell aktiven Frau, vor LiebeErotikLeidenschaft, denn die droht ihn von «Höherem» abzuhalten. «Sie bringen Männer nicht dazu zu töten, wenn Sie ihnen Gefühle erlauben.» Erklärt ein Sergeant der englischen Armee in Carol Lees Buch «Hilflose Helden».

Im eben gerade durch die Schweizer Kinos knallenden Kriegsstreifen «Pearl Harbour» gibt sich Held Nummer Eins als «Gentleman» und verabschiedet sich am Abend vor seinem Kampfeinsatz in England vor der Türe der geliebten Krankenschwester. Sie solle sich ihre Jungfräulichkeit erhalten. Meint er. Bis die Schlacht geschlagen sei. In Tat und Wahrheit hat er, vermutlich, Angst, er könnte sich nicht mehr aus ihren zärtlichen Schenkeln lösen, um in der Luftschlacht über dem Ärmelkanal seinen Mann zu stellen, wo er, vermeintlich, sein Leben lässt. Die trauernde Verlobte lässt sich von Held Nummer Zwei trösten und schwängern. Happy End. Bis die unverhoffte Rückkehr von Held Nummer Eins aus dem Reich der Toten sie in ein banales Dreiecksverhältnis stürzt. Aber Hollywood wäre nicht die Traumfabrik, wenn sie das Drama nicht in Minne auflöste. Nach dem historischen Überfall der japanischen Marine auf Pearl Harbour befiehlt US-Präsident Roosevelt, zur Wiederherstellung der amerikanischen Ehre, einen sinnlosen Bombenangriff auf Tokio. Beide Helden gehören zu dem «Himmelfahrtskommando», das, Tage vor dem Abflug, vom Capt'n aufgefordert wird, den Nachbarn zur Linken anzuschauen und sich zu vergegenwärtigen: «Er oder Sie werden in sechs Tagen vermutlich tot sein.» Wer dazu bereit sei, fordert er seine Mannen auf, solle einen Schritt vortreten. Alle stürzen sich, so 2001 inszeniert, dem Tod entgegen. Keiner zögert. Nicht einer ist unter den Männern, der Angst zeigt. Held Nummer Zwei widersteht auch der Verführung durch Held Nummer Eins, der ihm, im Gegensatz zur werdenden Mutter, verrät, er werde bald Vater, und ihn auffordert, zu Hause zu bleiben, damit die Frau nicht noch einmal den Tod eines geliebten Mannes erleiden müsse. Aber Held Nummer Zwei tilgt die Schmach, sich, damals, im Frauenschoss verkrochen zu haben – während der Freund sich, im letzten Moment mit dem Schleudersitz aus dem abgeschossenen Bomber entkommen, durch feindliche Linien schlug –, zieht in den Krieg und kehrt, als Mann rehabilitiert, in einem Blechsarg, ins Vaterland zurück. Held Nummer Eins übersteht auch das zweite Stahlbad des Todes, und jetzt darf er zum gewöhnlichen Menschen werden, darf ins Haus, zu Frau und Kind von Held Nummer Zwei, darf leben, denn er hat erbracht, was «dem Mann» abverlangt wird – dass er zeige, dass er sterben kann, bevor er leben will.

Hinter dem «Befreie dich!» droht das «Mach dich frei!»

Das «Konzept Mann» ist der Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen. Das Unberechenbare, die Sexualität und der Tod, wird deshalb aus der männlichen Existenz verdrängt und auf «die Frau» projiziert, die damit zum (verführerischen) «Feindbild Frau» mutiert.

«Die Frau als Gegenbild und Differenz zum Mann zu postulieren und sie mit Verlust oder Tod in Verbindung zu bringen, heisst, den Mann rhetorisch zur Nicht-Frau, zum fehlenden Verlust oder Tod zu machen.»

Das «Konzept Mann» ist der Versuch, alles unter Kontrolle zu bekommen.

Schreibt die Zürcher Anglistikprofessorin Elisabeth Bronfen in ihrem Buch «Nur über ihre Leiche» (München 1994, S. 180f.). Im Klartext: Der Mann wird als unsterblicher Täter zum Mann. Die Frau als sterbliches Opfer zur Frau. Dass in vielen künstlerischen Darstellungen «der Tod» als männliche Figur auftritt, übrigens, ist kein Widerspruch. Im Gegenteil: «Der Tod» erleidet ja den Tod nicht selbst, sondern er bringt den Tod und wird damit zum Beherrscher von LebenundTod. So wie der Vorstoss in die «Todeszone» den Rückkehrer, scheinbar, zum Unsterblichen macht.

Da wird sichtbar, was das «Konzept Mann» und die damit verbundenen patriarchalen Machtverhältnisse im Kern (auch) sind – der magische und untaugliche Versuch «des Mannes», sich, unfähig zur Trauer, zu «befreien» von den Unberechenbarkeiten des Lebens und, als Folge der Projektion aller Unwägbarkeiten auf «die Frau», auch von «der Frau». Die «tatsächliche» Befreiung «des Mannes» aber wäre, anders als die Befreiung «der Frau», nicht in erster Linie eine gesellschaftlich-strukturelle – da bleibt «dem Mann» nur, die Befreiung «der Frau» mit zu betreiben –, sondern eine Befreiung von seiner «privaten Schwäche». Die Emanzipation «des Mannes» fände, paradoxerweise, gerade an dem Ort statt, den er flieht – am Ort der Abhängigkeit, der Ausgeliefertheit, der Ohnmacht, der Hingabe; da, wo er, im Zerrbild seiner Projektionen, zur «Frau» wird. Dort, wo er es mit der Angst bekommt, wäre, für ihn, der Ort der Befreiung vom «Konzept Mann», das ihn, als Täter zwar, zum Gefangenen eines Herrschaftsverhältnisses macht, an dessen Erhaltung er, als Kollektiv, interessiert sein muss und sein wird. Nicht die heroische Geste, nicht der todesmutige Kampf gegen einen unbekannten Feind befreit «den Mann», sondern die Desertion ins Niemandsland gängiger Geschlechterrollen. Befreiung verlangt vom «Mann» eine neue Form des Mutes – den Mut zu Angst und Trauer, allenfalls noch den Mut vor Chefbüros, sicher aber die Courage zur Einsamkeit des Nicht-Mannes. Hin zur Gleichheit der Geschlechter.

Wo der Mann (und die Frau) zum Menschen, das heisst, zum freien Individuum wird, da gibt es keine festen Zugehörigkeiten mehr, da ist nicht klar, was «ein Mann» und was «eine Frau», aber auch nicht, was «ein Mensch» ist. In solcher Zukunft würden «die Menschen» zu Individuen, die sich alle gleich und fremd zugleich sind, sich nicht irgendwelchen Konstrukten eines «neuen Menschen» unterwerfend. Die vielbesungene Geschlechterpolarität, die eine durch Klischees und feste Rollenkonzepte konstituierte ist, würde ersetzt durch das Spannungsfeld zwischen Individuen, denen keines der bekannten Stereotype – Schweizer, Kurdin, Mann, Frau – mehr übergestülpt würde. Das Individuum würde zur «terra incognita», zur unbekannten Welt. Die Desertion aus den Rollen des Geschlechts ermöglicht erst das Erkennen des unbekannten Individuums, weil es die Uniform des Geschlechts abgelegt hätte. Die Frage ist nicht, wie immer wieder drohend an die Wand gemalt, ob die Auflösung der Geschlechter unerotische Spannungslosigkeit hinterliesse, weil wir alle einander gleich, in eine Norm

«Mensch» gepresst würden, sondern die Frage ist, ob wir die Spannung aushalten würden, keinem «Konzept Mann» beziehungsweise «Frau» mehr unterworfen, alle andere zu sein, keine und keiner dem oder der anderen gleich, niemand unter ihres- oder seinesgleichen, alle einander fremd. Die Frage ist, ob wir bereit sind, uns dieser irritierenden, spannungsgeladenen Fremdheit des Individuums auszuliefern, der Neugier auf die oder den Fremde(n) nachzugeben, ohne ihm oder ihr das vertraute Bild – «Mann», «Frau» – überzustülpen und damit die gefährliche Individualität, die nichts für «richtig» oder «falsch» erklärt, wieder zu verhüllen. Dann würde «der Mensch» dem Menschen «ein Mensch» und die Liebe, was sie immer war – unberechenbar.

Jürgmeier, geboren 1951, lebt mit einer Frau und ihren zwei Kindern in Winterthur. Schriftsteller, Berufsschullehrer, Erwachsenenbildner (insbesondere Leiter von Gesprächs- und Selbsterfahrungsgruppen für Männer). Ist im Moment mit dem Abschluss von zwei Buchprojekten (Staatsfeinde oder SchwarzundWeiss – Eine literarische Reportage; Der Mann, dem die Welt zu gross wurde oder Variationen zur letzten Aussicht – Ein Lesebuch) beschäftigt, die demnächst publiziert werden sollen.